

An unferm Stammtisch in der Pringen-
straÙe, Berlin, pflegte seit ein paar Jahren
ein sehr distinguirter, aber eben so
schweigsamer Herr von einigen festlich
Jahren sich einzufinden, der alle Kom-
dagnon unseres Freundes Hans Hamisch.

Der alte Herr kam an einem oder zwei
Abenden in der Woche, trank eine halbe
Flasche Karole, lächelte über die Anek-
dotten und Witze, die zum besten gege-
ben wurden und entfernte sich in der
Regel schon gegen elf Uhr, wenn es
eben anfang, gemüthlich zu werden.

Einmal Tages bereitete uns der sonst
so schweigsame Herr Soldau eine Ueber-
raschung: er wurde gesprächig. Die
Unterhaltung drehte sich um die Verwen-
dung von Kavallerie im Straßen-
kampf, und im Verlauf der Diskussion
kam auch die Frage der Disziplinirung
auf's Tapet, ob es Kürassiere oder
Ulanen waren, die im Jahre 1848 am
Mittag des 18. März, vor dem könig-
lichen SchloÙe zur Säuberung des
Platzes von den zudringlichen Volks-
häufern verwandt wurden.

„Nicht Kürassiere waren es,“ sprach
er, „und auch nicht Ulanen, denn es
standen überhaupt nur Dragoner an
der Strohhaube. Ich sehe noch, wie sie
plötzlich abschwanden — unter allgemei-
nem Jubel, weil Alles denkt, daß sie
abziehen wollen — und wie sie dann
auf einmal uns nach der Kurassiers-
brücke drängen, gerade in die Bajonette
der Französer, die vom SchloÙhof aus
vorangehen.“

„Ich sah ganz verdutzt auf den
Alten: was wollte uns dieser Amerikaner
aufbinden?“
„Ich war nämlich selbst dabei,“ fuhr
Frank Soldau fort, „und ich hoffe, Sie
werden mich darum nicht scheiden. Sie
müssen wissen, daß ich ein edler Sprech-
er bin, in der Hofstraße geboren. Wenn
es mich hier forttrieb, weit hin-
aus in die Welt, so ist der Achtebente“
daran Schuld — auch ich bin ein sei-
ner Opfer. Er hat mich das Leben ge-
lassen, aber er hat mich das Viehsein
beraubt, daß ich in diesem Leben beses-
sen: meiner ungeliebten Mutter. Aber
ich langweile Sie da mit senti-
mentalen Erinnerungen.“

„Wie ich entschuldigen,“ lieh er seinen
Blick über unsere Tafelrunde hinweg-
weisen: allein es bedurfte keiner Entschul-
digung, wir hingen Alle wie gebannt
an seinem Munde.
„Ich war zwölf Jahre alt,“ fuhr
Frank Soldau fort, „und besuchte die
Cuarra des Rönischen Gymnasiums. Mein
Vater war ein pensionirter Offizier,
habe eine Anstellung beim Steuer-
amt und kam täglich zur Mittagszeit
aus seinem Bureau hinter dem Ges-
chäftsheim. Damals, am Achtebente,
hatten wir ihn abgeholt — ich und
mein älterer Bruder Konrad, ein hoff-
nungsvoller Sekundaner.“

„Es war ein mildes, sonniger Früh-
lingstag. Am königlichen SchloÙe hau-
ten sich die Menschenmassen. Die
Einigen waren im höchsten Arbeitsstadium,
Andere im Leid und Binde, mit
weißen Städen in der Hand. Es wa-
ren, wie mein Vater mich belehrte,
Mitglieder der Bürgerdeputation, die
dem König den Antrag für die gewählten
Konzeptionen überbringen sollte. Diese
Männer waren freudig bewegt, um-
armten sich auf offener Straße und
weinten Freundestränen — die Andern
aber, die in den Ritteln und schlechten
Köden, mit den verdämmerten Gesichtern
und den harten, schwieligen Händen,
blickten finster drein und schienen immer
noch auf irgend etwas zu warten.“

„Aber so freut Euch doch und geht
heim, Ihr lieben Leute,“ hörte ich einen
würdevollen alten Herrn zu einer Arbeit-
gruppe sagen, „Se. Majestät haben
doch Alles bewilligt!“

„Gar nichts hat man bewilligt,“
wurde ihm erwidert. „Das verstehtst
Du einfach nicht, Alter.“

„Was wußte ich damals von Revolution
— ich, ein guter preussischer, in
starrer Festigkeit erzogener Solda-
tenjunge! Doch es schon die ganze
Woche hindurch, vom Sonntag an, Rei-
bungen und Zusammenstöße gegeben
habe — ja, das wußten wir wohl. Wir
hatten auch die Kürassiere und Ulanen
einbauen sehen und die ersten
Schüsse gehört, die am Donnerstag
Abend vor dem Zeughaus auf die
Volksmenge abgegeben wurden. Das
Alles erregte natürlich unsere unreife
Einbildungskraft — Sie können sich
denken, daß es uns lebhafter interes-
sire, als unser Cornelius Nepos.“

Wir drängten uns mühsam durch die
dichtgestaute Menge an der Strohhaube.
In den Eingängen zum SchloÙhof sah
man Bajonette blitzen, und die Stra-
ßen ringsum waren von Kavallerie be-
setzt. Es waren Dragoner, wie ich

# Der Sonntagsgast.

„Ich früher gesagt. Das war nicht
Friede und Versöhnung, was man da
in den Soldatengebüden sah, sondern
bitterste Feindschaft. Plötzlich ging
es wie ein dumpfes Grollen durch die
Menschenmassen, und aus zehntausend
Reihen tönte es zu den SchloÙhöfen
hinan: „Militär fort!“

Wie ein längst erwartetes Signal
wirte dieser Ruf. Die Kavallerie legte
sich in Bewegung, und mit geschwun-
genem Säbel, in scharfem Trab, jag-
ten die Reiter in die dicke Menge.
Wildes Schreien ringsum: „Hilfe!
Hilfe! Berath!“ — und wüthendes Stoßen
und Drängen.“

Wir suchten so rasch als möglich die
Breitstraße zu erreichen, allein es war
nicht möglich, wir mußten mit den An-
deren nach der Kurassiersbrücke. Auf
einmal hörte ich dicht hinter mir einen
schmerzlichen Ausruf. Ich drehte mich
um und sehe meinen Vater mit blut-
überströmtem Gesichte, durch einen Sä-
belhieb verwundet.

„Es ist nicht schlimm,“ sagte er,
„seht nur zu, daß ihr nicht abgedrängt
werdet.“

Dann trachten ein paar Schiffe —
das bekannte Mißverständnis — und die
Garden gingen zurück. Alles hob blind
auseinander, dahin und dorthin, denn
man erwartete weiteres Feuern. Ich
erreichte an des Vaters Seite die Breite-
straße; als wir uns aber nach Konrad
umsahen, war der spurlos verschwunden.
Was sollten wir beginnen? In der wild
daherfliegenden Menge gab es keine
Umkehr, wir konnten nur vorwärts,
immer weiter vorwärts.“

„Berath! Berath! Zu den Waf-
fen!“ tönte es ringsum. Der Mensch-
strom trat uns weiter, am Rönischen
Kathaus vorüber nach der Hofstraße
zu. Hier machten wir Halt und schau-
ten nach einmal zurück: Konrad
keine Spur. Schon begann man das
Straßenpflaster aufzureißen, schon tra-
gen sie Balken, Risten und Häuser zu-
sammen zum Barricadenbau, schon
tauchten Gruppen von Bewaffneten auf.
Ein wildes Durcheinander von Schreien,
Fluchen und Fragen, Jeder erzählte
dem Andern das Schreckliche das ge-
schehen.“

Wir wohnten in einem der ersten
Häuser der Hofstraße, im oberen Stock-
werk. Am Hofbrunnen wüth der Vater
sich das blutüberströmte Gesicht, aber
immer von Neuem quoll die rothe Fluth
aus der frischen Stirnwunde. Wir
wollten die Mutter nicht erschrecken, die
aber hatte uns schon von oben her be-
merkt und rief uns erschrocken an, was
es denn abge. Da gingen wir hinauf
und erzählten ihr Alles so schonend wie
möglich. Als sie aber das rothe Blut
niederrieseln sah und vernahm, daß
Konrad nicht mitgelommen — da brach
sie mit einem Aufschrei zusammen und
blieb ohnmächtig liegen.“

Wir hielten einen Arzt und eine kluge
Frau, denn meine Mutter war guter
Hoffnung. Drei Stunden später hatte
ich ein Schwefelchen — unter Kanonen-
donner und Sturmgeläut war es gebo-
ren, wohl einen Monat zu früh.“

Unsere Mutter aber sollte nicht mehr
gesehen. Sie hatte schon lange geklän-
gelt, und die kleine Schwester war ein
Erstling geboren, den man nicht mehr
erwartet hatte. Bleich und kraftlos lag
die Arme auf ihrer Lagerstatt, während
die Sonne hell zum Fenster hereinlachte,
und auf den Straßen Berlins der Wöl-
ferfrühling sproßte.“

Wir hatten sie in dem Hinterzimmer
gebettet, aber auch hierher drang der
wilde Wärm des Kampfes. Der Arzt
ging und kam wieder, wohl zwei, drei-
mal am Nachmittage, und immer enker
wurde sein Gesicht. Wir standen an ih-
rem Bett und weinten, sie aber hatte nur
noch einen Wunsch: Konrad, ihren Ver-
stehen, den Liebhaber ihres Herzens, noch
einmal zu sehen.“

Konrad — wo blieb er nur? Was
war mit ihm geschehen? Da war er nun
ganz allein draußen in dem toben-
den Aufruhr — und hier saß sein armes
Mütterchen, das er so sehr liebte. Aber
vielleicht war er selbst schon todt, von
den Hufen der Kasse zerstampft —
weshalb ein fürchterlicher Lag!

Jetzt wandte Mütterchen langsam den
Kopf nach uns. Die großen dunklen
Augen schweiften suchend durch das
Zimmer.

„Bringt mir Konrad her, ich möcht'
ihn — noch einmal sehen.“

Da sahte ich einen kläglichen Entschluß:
ich wollte Konrad suchen. Schon längst
war die Sonne untergegangen, und die
wolle Schleiße des Mondes stand über der
wild erregten Stadt. Ohne dem Vater
ein Wort zu sagen, schlich ich mich auf
die Straße hinaus, — viellecht, daß ein
glücklicher Zufall mir den Gesuchten ent-
gegenföhre.“

Ich erkannte meine alte Hofstraße
nicht wieder: überall Barricaden, drei-
vier, fünf hinter einander, und hinter
ihnen bemannete Menschen, die einen

mit Büchsen und Säbeln, die anderen
mit Ketzen, Brunnenschwengeln, Gi-
senknägen, — da und dort Vivonalfener
und Fackelbrände, und junge Vorkühen,
die für die Barricadenstreiter Kugeln
gossen, und Mädchen, die ihnen Kaffee
bereiteten. Die Mädchen, die Ballons,
die Kellerlöcher, alles war von Menschen
dicht besetzt, die zum äußersten Wider-
stand entschlossen schienen.“

Man wollte mich am Vorbringen hin-
dern, aber so oft ich sagte: „Meine
Mutter stirbt, ich suche meinen Bru-
der!“ — liehen sie mich unbehelligt gehen.
So kam ich langsam vorwärts und rief
immer nur: „Konrad! Konrad Sol-
dau!“ Der Eine oder Andere nahm den
Namen auf und half mir, aber kein
Konrad meldete sich.

Langsam war ich so bis zur Haupt-
Barricade am Kathhaus avancirt. Hier
herrschte eine ganz kriegerische, lam-
penföhrende Stimmung. Der erste An-
griff der Garde war abge schlagen wor-
den, die Zuberst der Barricadenmän-
ner war mächtig gewachsen.“

Wieder begann ich laut Konrad zu
rufen, allein ein großer, härtiger Mensch
hielt mir groß den Mund zu. Kaute
Erzählungen rollten durch die Nacht
— sie ver kündeten das Herannahen der
Truppen.“

„Mein Freund, der Grobian, brängte
mich hinter eine große, mit Steinen
und Erde gefüllte Lonne hinter der er
selbst Posto saß. Eine Salve knatterte
— ich hörte deutlich das Pfeifen und
Feinlagen der Kugeln. Ein paar
Verwundete wurden vom Plage getra-
gen. Die Barricadenmänner erwiderte-
ren das Feuer — es war ein heißer
Kampf. Ich bockte in einem Winkel,
wie vom Vieh geschützt. Mein
Nachbar schob aus einer Riegelbühse —
lud, zielt und schöb immer wieder von
Neuem. Plötzlich wandte er sich zu
mir um und sagte:

„Da, willst auch 'mal scheiken?“

Ich richtete mich auf und sah ihn un-
gläubig an — er lächelte so selbst.
Und da war es mir auf einmal, als
ob's mich mit Gewalt nach dem eisernen
Kohle jöge; ich drückte den Kolben fest
an die Schulter und zielte.

„Auf den dort!“ sagte mein Nach-
bar, die Büchse richtend und wies auf
einen Grenadier, der in einiger Ent-
fernung an einem Hauseingang stand.

Ich schöb und sah den Mann wanken
— ich hatte ihn getroffen. Wildes
Feuer lobte in meinen Adern. Ich hatte
alles, alles vergessen — meine herbende
Mutter, Konrad und das Schwefel-
chen. Ich sah nur noch das SchloÙ
dröhnen und die Soldatentruppe, die
im Halbdruck der Mondnacht gegen
die Barricaden anrückten. Noch ein-
mal schöb ich das Gewehr ab.

Das Signal zum Rückzug tönte — die
Garden gaben den Angriff auf. Aber
sie kamen wieder, diesmal mit Kan-
onen. Geschöb auf Geschöb schlug in die
Barricade ein, deren Verteidiger sich in
die Seitenhäuser zurückgezogen. Zer-
brochene Waffen, verlohnte Hofschheit,
mächtige Stücke Mauerwerks lagen um-
her. Große dunkle Blutlachen färbten
das Pflaster — es hatte diesmal auch
Lobte gegeben.“

Mein härtiger Mentor hatte mich in
die Thür des Rathhauses gezogen, aus
dessen Fenstern der Kampf gegen die
Truppen fortgesetzt werden sollte. Da,
als ich eben mit einer Schaar von Män-
nern die Treppe zum Oberstock empor-
stiege, hörte ich eine bekannte Stimme:
es ist mein Bruder Konrad, den ich
suchte. Unser guter, alter Gymnasial-
direktor, der im Rathhaus wohnte,
hatte ihn von der Straße hineingerufen
und bei sich behalten, daß ihm in
dem wilden Treiben kein Leid geschehe.

Jetzt erst bekam ich mich wieder, wes-
halb ich denn weggegangen war. In
aller Hast erzählte ich Konrad, was mit
der Mutter geschehen, und wir suchten
eiligst fortzukommen.“

Durch ein eingeschlagenes Fenster ge-
langten wir auf die Straße — mitten
unter die erregte Menge, die mit ihren
Leibern den StraÙen-Eingang deckt.
Wohl eine halbe Stunde brauchten wir,
um aus dem Anstau herauszukom-
men und unser Haus zu erreichen. Wir
fürsteten die Treppe empor und traten
leise in's Krankenzimmer — ach, da
lag Mütterchen schon mit gebrochenem
Auge, lethlos und kalt, wie die Todten
draußen an der Barriade.“

„Das, meine Herren,“ schloß Frank
Soldau seine Erzählung, „war mein
achtzehnter März. Unser Vater folgte
der Mutter bald nach. Wir Jungen
gingen später nach Amerika, wo Kon-
rad als Offizier der Nordstaaten in der
Schlacht bei Bull Run gefallen ist.
Meine Schwester aber lebt — es ist die
Dame in Trauer, mit der Sie mich
wohl schon gesehen haben. Sie ist
taudstümm geboren.“

Ein Loth Glüd wiegt mehr als ein
Pfund Verdruß.

## Der Einbrecher.

Humoreske von Wilhelm Hervert.

Koff Schmitt war seit einem halben
Jahre Rechtsanwalt.

Seine reizende schwarze Frau,
die er als Referendar kennen gelernt
und begauert hatte, wollte nicht all-
die Fähigkeiten abwarten, die der
heiÙe Kampf um eine Staatsstel-
lung mit sich bringen konnte; sie wollte
bald mit ihrem geliebten Koff vor dem
Altar stehen, und da ihre Mitgift ihm
eine freie Berufswahl gestattete, war
er in die Fußstapfen Ciceros getreten
und hatte sich eine Rede, ein Sammt-
barrett und ein elegantes Messingbild
gekauft, auf welsch letzterem seine Würde
in einladender Form unten am Hause
angehängen war.

Nun wartete er auf den ersten Kli-
ent.

Anfänglich ruhig und festgesetzt —
dann mit unruhigem Geföhren über
dessen langes Ausbleiben — zuletzt mit
merkwürdiger Verbitterung.

Sein ganzes Geistesleben concentrirte
sich um den einen Punkt. Ob er
Nachts träumend im Bette lag, ob er
mit seiner allerliebsten Frau in der
Oper saß oder mit ihr eine Spazier-
fahrt unternahm, immer flirrte und
grübelte er den Unbarbarischen nach,
der da nicht kommen wollte — dem ersten
Klienten.

Er versuchte verschiedene handge-
mäßige Klamaformen, er knüpfte auf
den Gerichtsgängen in leutseliger Weise
Gespräche mit Personen an, die vertre-
tungsbedürftig oder verteidigungs-
werth ausdähen. Alles unglück. Es
war gerade, als wären die Civilprose-
fse wie mit einem Schläge bergelassen
und die Strafbedelle abgeschafft worden.

Naturgemäß litt auch Frau Hermine
entsetzlich unter der ungeliebten Seh-
sucht ihres Mannes. Sie, die noch
vor einem Jahre von der Streifhühner
der Welt und von ihrer Schlichtigkeit
nichts gewußt hatte, erblickte jetzt mit
Vergewalt in den harmlosesten Menschen
„Prozeßhandel“ oder gar Verbrecher,
nur damit diese bei Koff Schmitt die
Ringe ziehen und eines der vielen
unbenutzten Vollmachtsformulare hät-
ten unterzeichnen können; sie las fast
nur mehr die Lokalnotizen, freute sich,
wenn wo eingebrochen war, weil sie
schöb ihren Mann mit einer salmi-
nanten Rede die Einbrecher heraus-
waschen sah; ja, zuletzt ertrappte sie
sich gar über den Geföhlsentartung,
daß sie es heimlich in tiefster Seele ganz
gern gesehen hätte, wenn plötzlich ein
Raubmörder in den Salon getreten
wäre und gefragt hätte: „Bitte, kann
ich vielleicht Herrn Dr. Schmitt spre-
chen?“

Verwandte und Bekannte blieben
nathürlich nicht ungewöhnt in den
Zimmer der Dynastie Schmitt. Die
Einigen lachten laut, die Andern leise;
die Besten darunter zuckten die Achseln
und ein gutmüthiger Onkel erklärte
fürglich beim Gehen mit freundslichem
Schmunzeln: „Wißt Ihr, Freund, es
ist ja sehr nett bei Euch — das kleine
Fräulein lacht sogar, was ganz wider
die Mode ist, ausgezeichnet — aber
Eines ist doch recht unbecom: Um bei
Euch gern gehen zu werden, müÙte
man mindestens immer unterwegs
Einem todschlagenden haben und für
die beste Portion Weisheit oder Föhren
ist mir eben doch meines Nachen armes
Leben nicht feil! Also gebabt Euch
wohl, ich komme erst wieder, wenn Ihr
mal einen dauerhaften und leistungs-
fähigen Klienten besüßt!“

Die Sache war noch immer erträglich
gewesen, so lange Dr. Müller, Schmitt's
Jugendfreund, der sich gleichzeitig als
Arzt niedergelassen, seinen Patienten
hätte. Geheltes Leid ist halbes Leid
und es that dem Schmitt'schen Ehepaar
außerordentlich wohl, wenn es der Lei-
denschaftlichkeit lauschen konnte, mit der
sich die Müller'schen Leuten gegen die
böshafte Geföhnsheit der heutigen
Generation äußerten.

Nun war aber auch hier das Entsetz-
liche, lange Geföhrtete eingetreten: Ein
unglücklicher Lebender hatte sich
zu Dr. Müller verirrt und war dort
mit ausgejuchter Hofschheit aufge-
nommen worden. Dr. Müller machte
ihm nach halbständiger begeisteter
Unterredung die freundliche Größnung,
daß es auch um seine Niß bedauerlich
und um seine Aieren nicht zum Besten
stände, daß er aber an die rechte Schmiede
gelommen sei und auf Heilung unbe-
dingt rechnen könne, daß übrigens min-
destens ein halbes Jahr dahin geben
müÙte. Nun konnten sich Müller's na-
türlich vor Hochmuth nicht mehr aus-
sagen. Frau Dr. Schmitt schloß sich auf's
Blut gepeinig, so oft sie mit denselben
zusammentam, und warf sich eines
Dienstags Abends nach einem Kaffee-
tröpfchen schluchzend an ihres Mannes
Brust und söhnte: „Koff, ich halt's

nicht mehr aus — nun hat sich auch
noch eine Köchin, die sich im Mörler
den Finger quetschte, die Wunde bei
Müller's verbinden lassen — die kleine
arrogante Person redet jetzt schon von
zunehmender Praxis — und wir haben
noch immer keinen Klienten — es ist
unmöglich!“

„O!“ knirschte er. „Als ob sich das
Schicksal gegen mich verschworen hätte!“

Da, am anderen Morgen geschäb das
Ungebaute.

Frau Dr. Schmitt schrieb eben einen
Zimmerbrief an ihre Mutter, worin
sie dieser ihr Leid in den lebhaftesten
Farben schilderte. Plötzlich ging die
Thüre auf und ihr Mann stürzte herein
— firschtroh im Gesichte.

„Ich hab' — ich hab' —“ rief er,
nach Luft schnappend.

„Um Gotteswillen, Du wirst doch
keine Stahlfeder verschluckt haben?“
stammelte sie entsetzt.

„Einen Klienten hab' ich!“ rief er
jubelnd. „Da — da —“

Sie belam Herz klopfen vor Ent-
setzen und Stolz. Na warte, Frau
Müller! Dann eilte sie mit ihm an's
Fenster. „Wo — wo?“

„Dort!“

„Aber es geht ja Niemand auf der
StraÙe!“

„Niemand?“ wiederholte er im Tone
schweren Vorwurfs. „Ist mein erster
Klient Niemand?“

Aber dieser abgerissene, herunterge-
kommene Mensch kann doch nicht —“
murmelte sie, als sie jetzt bei scharfem
Zusehen ein wenig Vertrauen erweck-
endes Individuum an den Häusern hin-
schleichen sah.

„Und das ist Dein erster Klient?“
fragte sie sehr betreten. „Den hab' ich
mir allerdings ganz anders vorgestellt!“

„Ja, Kind,“ lachte Schmitt, „Kom-
merzienräthe werden nicht als Einbrecher
verdrächtigt!“

„Er ist also ein Einbrecher?“ frug sie
interessirt und betrachtete ihren Mann
gleichsam mit einer gewissen Bewunderung.

„Mein Klient wird sicher erscheinen!“
betheuerte Schmitt. „Er war noch
gehört bei mir!“

„Man hätte den Verbrecher gleich
verhaften sollen!“ bemerkte der Staats-
anwalt.

Schmitt fuhr auf.
„Die Ehre eines Unschuldigen —“
rief er.

Da wurde dem Vorkämpfer ein
Schreiben überreicht.

Dieser winkte.

„Lesen,“ sagte er, „empfangt ich
einen Brief des Angeklagten, den ich
hiermit verlese: „Werther Herr Ge-
richtshof! Die schlechten Erfindungen,
welche ich schon mehrmals bei Sie ge-
macht habe, verhindern mir ein persön-
liches Erscheinen — ich sehe mich die
Sache lieber aus fernerer Ferne an, wo
mir der hochgehöhte Herr Staatsan-
walt auch nicht finden wird! Dem
Herrn Verteidiger meine Rede habe ich
gesehen; ich fand sie in dem Ueberzieher,
den ich gekent, als ich ihm besuchte, aus
Versehen angoß! Die Rede hat mir sehr
getöhrt, weshalb ich sie ihm anbei zu-
rücksende; den Ueberzieher kann ich leider
nicht beilegen, weil der Brief sonst
Strafporto kosten würde. Mit den
höflichsten Grüßen Simon Schlauberger,
Einbrecher.“

„Der Verteidiger,“ sagte der Vor-
kämpfer, „bitte, hier ist Ihre Rede!“

In einem Augenblick Millionär!

Nur wenigen Menschen ist es be-
kannt, daß sie auf einem
Geldseliger von fabelhaftem Werthe
sind. Dieses seltene Glück widerfuhr
unlängst einem Bergschafherden,
L. G. Bassett, den sein scharfes Auge
und ein glücklicher Zufall vom armen
Manne zum Herrn von Millionen
machten. Bassett, der ein Berg-
werks-Gesellschaft in Südamerika ange-
stellt ist, besand sich zu kurzem Besuche
bei Verwandten in Californien, wo er
auf den Gedanken verfiel, einen Theil
seiner Zeit zum Goldsuchen zu verwen-
den. Bei seinen Wanderungen kam er
auch nach dem sogenannten „Thale des
Rodes“, wo er eines Tages, um die
Umgebung besser überblicken zu können,
eine kleine kegelförmige Anhöhe erstieg.

Schon im Begriff wieder hinunter zu
gehen und seinen Weg fortzusetzen,
sesselte ein bläulicher Strich am Erd-
boden plötzlich seine Aufmerksamkeit.
Bassett's Herz begann stürmischer zu
schlagern, denn sein gelübtes Auge er-
kannte sofort, daß der Stein von dem
sogenannten „Blauen Fluß“ herührte,
der ein sicheres Zeichen für das Vorhan-
densein von Zirkon im Boden ist. Er
besah in der That aus nichts Anderem,
als einer Mischung von Quarz und
Zirkon, die durch vulkanische Wärme
bei sehr hoher Temperatur zusammen
geschmolzen ist. Bassett verlor keine
Zeit, sich ein Abbaurecht auf jene Stelle
zu sichern und war mit Spizpat und
Schaufel bald an der Arbeit. Da
wurden auch seine kühnen Erwar-
tungen überboten, denn in der Tiefe
von zwei Drittel Meter hieß er auf eine
reize Ader, die dicht von den schönsten
Steinen durchsetzt war. Je tiefer er
grab, desto herrlicher wurden die Ge-
steine, und binnen 14 Tagen konnte er
nach San Francisco zurückkehren, be-
laden mit über 30 Rilo der glänzendsten
und rechenlosten Zirkon, die bisher
je gefunden wurden.

Eine häßliche Entengeschichte

passierte in dem Dörfchen D. unweit
Salzwedel. Ein dortiger Bauer fand
am Wasser ein Nest mit Wildenten-
Eiern. Er nahm sie mit, legte sie einer
Glode unter und die brütete die Eier
auch aus. Nachdem die Enten ziemlich
klügge waren, verkaufte er dieselben an
einen Landmann aus einem benachbar-
ten Dorfe.

Als dieser seiner Bewunderung Aus-
druck gab über das eigenthümliche Aus-
sehen der Enten, gab ihm der Verkäufer
den Trost: „De Ollen hewen of so
utsehen!“ (die Alten haben auch so ausge-
sehen), und befriedigt zog der andere
mit seinen Enten von dannen.

Eines Tages nun — den Enten waren
inzwischen die Flügel tüchtig gewach-
sen — hoben sie sich in die Lüfte und ließen
dem Bauer das Nachsehen. Betrüb-
t kommt er zum ersten Weiser, um ihm
sein Leid zu klagen, dieser tröstet ihn
abermals mit den Worten: „De Ollen
hewen dat of so makt!“ (die Alten
haben das auch so gemacht).

Zarte Küchlein.

Als nach dem Jahre 1848 die Be-
ziehungen zwischen Preußen und Ruß-
land besonders eng waren, wurde einem
russischen Genor in Warschau ein Ver-
brauch der Chemie vorgelegt, das auch
den früher üblichen Ausdruck: „Acidum
Borussicum“ (Preussische Säure) ent-
hielt. Der Ausdruck mußte gelöst
werden, denn, so sagte der Beheld,
„es ist durchaus unstatthaft, ein Gift
mit dem Namen eines Staates zu be-
zeichnen, der mit der Regierung Sr.
Majestät des Zaren so innig befreundet
ist.“

Das eiserne Inventar.

Gast: „Ich kann das Huhn nicht
essen, Herr Wirth, es ist ja so hart wie
Leber.“

Wirth: „Was? fomas soll bei mir
passiren, bei mir, dem renomirtesten
Gastwirth der Stadt? Als ich vor
fünfundzwanzig Jahren dieses Geföhrt
übernahm —“

Gast: „Da haben Sie wohl dieses
Huhn mit übernommen?“